

e9

„Posimänte“ – Seidenbandweberei als Überlebenshilfe

Die Posamenterei war ein Markenzeichen des Baselbiets, namentlich in den stadtfernen Juragemeinden. Dank ihr konnten viele Kleinbauern in Heimarbeit einen Nebenverdienst erzielen und gleichzeitig ein paar Parzellen bewirtschaften. Dank ihr weisen viele Bauernhäuser typische Bauelemente auf, die das Baselbiet so unverwechselbar machen. Nicht zuletzt sind die Anekdoten und Berichte aus der Zeit der Seidenbandweberei ein Stück örtliches Kulturgut, über das bald nur noch wenige alte Leute Bescheid wissen.

Eine kleine Seidenband-Geschichte

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zogen Glaubensflüchtlinge nach Basel. Sie brachten dem lokalen Textil- und Färbereigewebe – vornehmlich der Bandweberei – den entscheidenden Anstoss und eröffneten der Stadt neue Erwerbsquellen. Hugenotten aus Frankreich und Flüchtlinge aus den Niederlanden begründeten nun die Seidenbandweberei als Grossunternehmen und bezeichneten diesen Fabrikationszweig als *Passementerie*. Der spätere Begriff *Posamenterei* leitet sich von diesem französischen Ausdruck ab.

Die Basler Handwerkszünfte mit ihrem protektionistischen Wirtschaftsdenken wehrten sich anfänglich gegen die neue Grossindustrie. Aber die Seidenband-Unternehmer konnten es zusammen mit alteingesessenen Baslern schliesslich durchsetzen, dass sie im sogenannten Verlagssystem Heimarbeiter vom Land beschäftigen und den mehrgängigen Bandwebstuhl zur Produktionssteigerung einsetzen konnten. Bis zu 16 Bänder wurden dank der aus den Niederlanden eingeführten „Bändelmühle“ gleichzeitig produziert. Damit wurde Basel zu einem konkurrenzfähigen Standort für die Seidenbandweberei in ganz Europa.

Die Kleinbauern der Landschaft, welche von fremden Soldaten des Dreissigjährigen Krieges ausgeplündert waren und vom kargen Ertrag ihres Bodens kaum leben konnten, begannen als Heimposamentier für die städtischen Fabrikanten Seidenbänder zu produzieren. So vermochten sie zumindest einen Zusatzverdienst zu erwirtschaften, um die nötigsten Anschaffungen zu tätigen. Da etliche Nebenkosten bei der Seidenbandweberei anfielen, war der Nettoverdienst eines Bandwebers relativ bescheiden. Unter anderem musste an den Bandfabrikanten ein Stuhlzins ausbezahlt werden. Auch war Geld für das Lichtöl, für den Unterhalt des Bandwebstuhls (Litzenfaden, Draht, Baumöl etc.) und für den Seidenboten nach Basel aufzuwenden. So konnte sich unter Umständen ein Seidenbandweber nach drei Wochen gerade mal ein Paar neue Schuhe leisten!

Abbildung: Bandweberin bei der Arbeit in der Stube



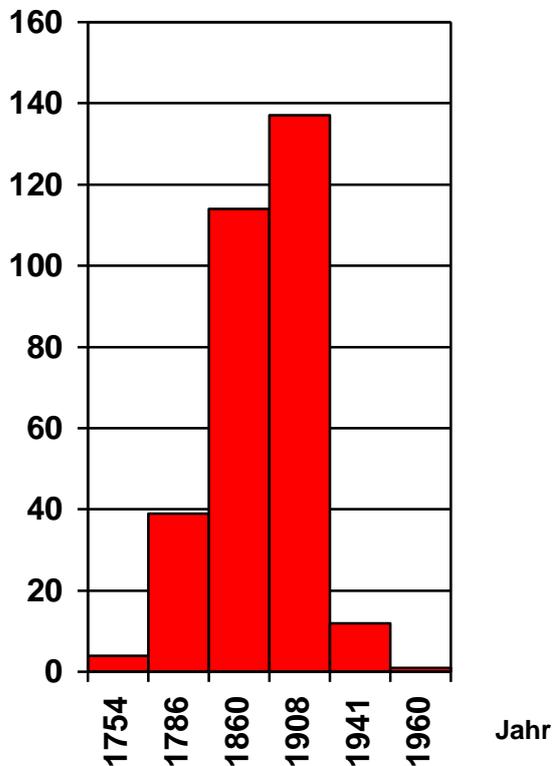
Bild: www.museum.bl

Der Niedergang der Basler Bandindustrie liess sich trotz beständiger technologischer Verbesserungen der Bandwebstühle nicht aufhalten. Im 20. Jahrhundert fand eine Umstellung auf leistungsfähige Webmaschinen statt, so dass die Heimposamenterei allmählich ausstarb. Hohe Einfuhrzölle Englands, dem wichtigsten Käufer von Seidenbändern, liessen die Bandweberei zudem immer weniger attraktiv erscheinen. Nicht zuletzt änderte sich auch die Mode, d.h. immer mehr verzichtete man auf Seidenbänder.

Wenslingen als Fallbeispiel der Seidenbandweberei

Wie in anderen Oberbaselbieter Dörfern war auch in Wenslingen die Heimposamenterei stark vertreten. Zum einen wurde für verschiedene Basler Fabrikanten gewoben, zum anderen scheint auch für Fabrikanten aus dem Mittelland produziert worden zu sein. So belegt eine Korrespondenz aus dem Jahr 1879, dass die Gebrüder Bally in Schönenwerd von Wenslingern beliefert wurden. Die Entwicklung der Seidenbandweberei ist in untenstehender Graphik dargestellt.

Anzahl
Bandwebstühle



Graphik: Entwicklung der Heimposamenterei anhand der Anzahl Bandwebstühle in Wenslingen (Zahlenquelle: Heimatkunde Wenslingen 1998)

©Regula Waldner

Als sich übrigens die Aufgabe der Bandweberei abzeichnete, liess sich von 1929-61 die Hemdenfabrik Gustav Metzger AG in Wenslingen nieder – ein willkommener Arbeitgeber für Näherinnen, Glätterinnen und Zuschneider bis über die Dorfgrenzen hinaus.

„S Posimänte isch e Sach“

Die Heimposamenterei in Wenslingen war für viele Kleinbauern überlebensnotwendig. Deshalb nahm man aus heutiger Sicht beinahe ausbeuterische Arbeitsbedingungen in Kauf. Der Bauer Traugott Grieder berichtete: „*Wo me s Elektrisch noni gha het, hai d Wäbstüel no vo Hand müese triibe wärde, as Liecht het me derzue e Petrollampe gha. D Arbetszyt isch noni greglet gsi, und es isch vorcho, wenn d War pressiert het, as men e Zytlang tagenacht gwäbe het, natüerlig hai zwo Persone mitenander abgwächslet*“ (Auszüge aus einem Vortrag von 1980, in: Heimatkunde Wenslingen 1998, S. 193). Dass Kinderarbeit bei der

Bandweberei oftmals unumgänglich war, belegen verschiedene Artikel der Basellandschaftlichen Zeitung zur Wende des vorigen Jahrhunderts. Die Kinder wurden häufig nach der Schule zum „Spülimachen“ angehalten (Aufwinden des Seidenfadens auf eine Spule); in der Regel dauerte diese unbezahlte Zurüstarbeit bis 11 oder 12 Uhr nachts.

Des weiteren wurde die Ware von sogenannten Visiteuren streng kontrolliert. Diese kamen regelmässig ins Dorf, um den Fortgang der Arbeit im Namen der Basler Fabrikanten zu überprüfen. *„Do sy denn die Visitöre cho vo Gälterchinde ab em Bähnlí z Fuess, all Wuche. Zmidaag hai die Heere in ere Wirtschaft gässe und e Zytlang mitenand gasset, und nohär hets wieder Visite gee bi de Posimänter. Die meischte Lüt hai e heilige Respäkt gha vor dene Visitöre, und si sy per Heer vo vornen und hinden aagredt worde“* (Grieder, ebenda, S.194).

Eine wichtige Person im ganzen Heimposamenten-Wesen war der Fuhrmann, der ein bis zweimal pro Woche mit den fertigen Seidenbändern nach Basel zog. Als sogenannter Bote, Mundart „Bott“, fuhr er per Ross und Wagen in einer ersten Tour nach Pratteln zum Restaurant „Krumme Eiche“, wo er sich und die Pferde versorgte. Danach ging es weiter durch die Muttenzer Hard nach Basel. Auf dem Rückweg brachte er nicht nur den ersehnten Lohn sondern auch die neuen Rohstoffe zum Weben mit. Für eine solche Dienstfahrt erhielt er vor etwa Hundert Jahren den Lohn von 25.- Franken.

Übrigens greift der bekannte Mundartdichter Traugott Meyer in seinem Werk „s Bottebrächts Miggel“ das Thema Seidenbandweberei auf. Da der „Bott“ von der Stadt und anderen Dörfern auch Neuigkeiten brachte, machte Meyer in seinem Buch einen fiktiven Seidenband-Fuhrmann zum Erzähler von Geschichten über Land und Leute im Oberbaselbiet.

Die Posamenterstube

Um die riesigen Posamenterstühle – 4 x 3m Grundriss, 2.5m Höhe – aufzunehmen, wurde seit den 17. Jahrhundert vielerorts die Stube zum Arbeitsraum umfunktioniert. Für die Arbeit am Stuhl waren zudem gute Lichtverhältnisse nötig. Zumindest in der Blütezeit der Heimposamenterei wurden daher dank genügend finanzieller Mittel beim Hausbau oder Umbau geräumige Stuben mit grösseren Fenstern errichtet. Auch hob man die Dächer mit einem Knick, der sogenannten „Würgi“, an. Es kann angenommen werden, dass praktisch jedes Haus in den Bezirken Sissach, Liestal und Waldenburg derlei Anpassungen im Rahmen der Posamenterei durchmachte. Ein weiteres Merkmal der Posamenterstube ist deren Beheizbarkeit mittels Kachelofen. War die Stube gross genug, standen auch noch ein Bett und ein Tisch darin. Dass es in diesen Stuben gesellig zu und her ging, wird von verschiedenen Seiten berichtet. Aber umgekehrt waren die Verhältnisse sehr beengend und der Lärmpegel durch die klappernden Stühle hoch, was sicher nicht unseren heutigen Vorstellungen von Wohnkultur entspricht.

Weiterführende Literatur:

- A. Schnyder: Die andere Wirtschaft, in „Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft“, Bd. 3, Verlag des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 2001
- Basellandschaftliche Zeitung, 1.5.1895, 26.12.1906 und 2.11.1909
- Gemeinde Wenslingen und Verlag des Kantons Basellandschaft: Heimatkunde Wenslingen, Liestal 1998.
- M. Furter: Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1999. Martin Alioth, Ulrich Barth, Dorothea Huber: Basler Stadtgeschichte 2, S. 88-90, Basel 1981
- T. Meyer: S Bottebrächts Miggel, Gesammelte Werke Bd 1, Verlag Sauerländer, Aarau 1987.
- G. Meyer-Wirz, „Das Pasimänte isch e Sach!“, Gedicht, o.J.

Diesen Text schrieb Regula Waldner für den Erlebnispfad „passepartout tafeljura“ im Jahr 2008.